Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 7 (1931-1932)
Heft: 6

Artikel: Der Tod hinter der Front
Autor: Tschudi-Jacques, L.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1065250

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

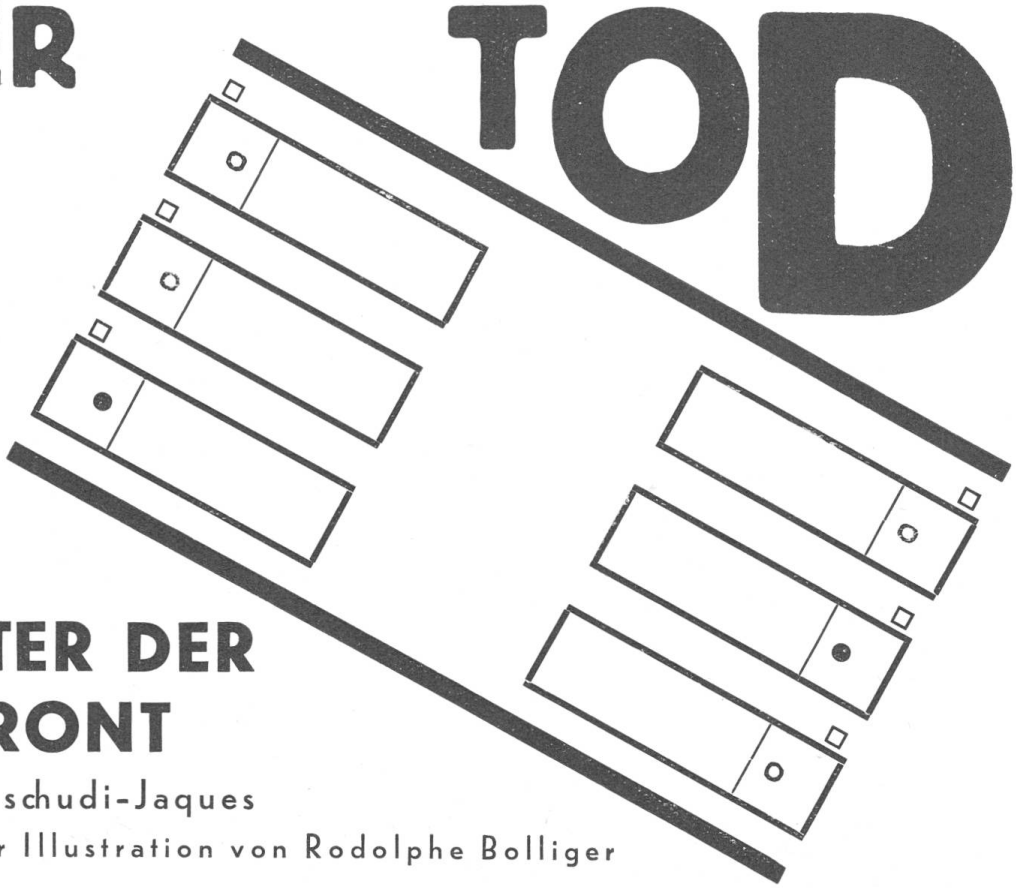
Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER TOD HINTER DER FRONT

Von L. Tschudi-Jaques

mit einer Illustration von Rodolphe Bolliger



I.

Wolleb

Aber nicht wahr, Schwester, der dort ist schwer krank ? Er macht nicht mehr lange ? »

So sprach Wolleb fast jeden Tag und schüttelte den Kopf, wenn er sich dazu herabliess, sich um seine Saalgenossen zu kümmern. Sonst lebte er im Saale 85 ein Leben für sich und verbrachte fast alle Stunden des Tages im Schlafe. Er war Militärpatient, 23 oder 24 Jahre alt, und war im Saale 85 angelangt nach verschiedenen Höheluftkuren. Wer je einmal die Schwelle des Saales 85 überschritten hat, vergisst nie mehr den Eindruck des kühlen Raumes. Tag und Nacht bleiben die Fenster geöffnet, und dennoch haben alle Patienten hohle, blasse Gesichter und glänzende, fiebrige Augen. Die blauen und roten Striche der Temperaturkurven steigen sehr hoch.

Wolleb befand sich in Spitalbehandlung seit einigen Wochen. Er war sehr beliebt, weil er niemanden störte. Er bekam zweimal im Tage einen Alkoholwickel, plauderte neckend und heiter einen Augenblick mit den Schwestern oder seinen Nachbarn, und schon schlossen sich seine Goldaugen. Man musste unwillkürlich an die Augen einer Eule denken, so gross waren seine Pupillen und der braungoldene Rand ringsum. Wolleb schlief ein und erwachte, wie andere Menschen ein- und ausatmen. Er schien auf diese Weise sehr glücklich und frohmütig zu sein. Er las nie, mischte sich nie in anderer Angelegenheiten oder

Streitigkeiten; er grübelte nie, versank nie in melancholische Lebensbetrachtungen, klagte nie; die Stunden flossen für ihn wie das Wasser eines stillen Stromes. An den Besuchstagen aber wachte er auf. Sonntags, Dienstags und Freitags strömen Verwandte und Freunde der Patienten ins Spital mit Blumen und kleinen Päckchen in der Hand.

An solchen Tagen zog Wolleb nach dem Mittagessen einen kleinen Spiegel und einen Kamm aus der Schublade seines Nachttisches und machte sich schön. Er zog einen geraden Scheitel in sein schwarzgelocktes Haar und schielte fast dabei vor lauter Anstrengung und auch deshalb, weil der Spiegel sehr klein war. Er knüpfte hübsch sein Nachthemd bis oben zu, glättete seine Decken und wartete, die Augen gegen die Tür gerichtet. Wenn sie dann eintrat, wurde er fast blass vor Erregung. Fräulein Martha, seine Braut, war mindestens fünf oder sechs Jahre älter als er. Sie trug immer ein blaues Jackettkleid und eine weisse Bluse. Sie sass ein wenig steif und kühl neben dem Bette. Er suchte scheu ihre Hand und achtete nicht auf das Paket, welches sie regelmässig brachte. Das wurde erst später geöffnet, wenn er wieder allein war. Er verschlang sie fast mit den Augen. Aber sie blieb immer ein wenig herablassend trocken und kurz in ihren Antworten. Sie sprachen viel von der Zukunft, von der Zukunft, da Wolleb kräftig und stark wieder arbeiten könnte, herumgehen würde wie andere. Es blieb ein wenig Zweifel in ihren Augen, als die Wochen verflossen und der Zustand Wollebs sich nicht besserte, sogar ein wenig Besorgnis, weil er nie aufstand und herumlief wie andere Patienten des gleichen Saales. Wolleb bewegte ein wenig müde seine Goldaugen und fing von neuem an, Zukunftspläne zu schmieden. Fast nach jedem Besuch suchte Fräulein Martha die Krankenschwester im Gange auf und erkundigte sich höflich nach dem wahren Zustande Wollebs.

« Er fühlt sich so wohl, nimmt nicht ab; warum muss er immer im Bette bleiben ? »

Und eine unausgesprochene Angst und Besorgnis liess sie plötzlich sehr müde und alt erscheinen.

Monate vergingen. Mit Wolleb wurde es nicht besser und nicht schlimmer. Er hustete nie, klagte nie, schlief aber beständig mit halboffenen Augen.

An einem Besuchstag legte sich Wolleb zum Schlafen wie an anderen Tagen. Spiegel und Kamm blieben versteckt.

« He, Wolleb, was ist mit Dir ? » spassten die andern. « Du bist ein schöner Bräutigam; was wird sie wohl sagen, wenn sie dich wecken muss ? »

« Sie kommt heute nicht », antwortete Wolleb kurz und kehrte sich gegen die Wand.

Fräulein Martha erschien nicht mehr. Wolleb hatte keine Verwandten in der Stadt, auch keine Freunde; es kam also niemand mehr zu ihm.

« Aber, Wolleb », neckte einmal Schwester Agnes, und ahnte nicht, dass sie ein Messer in der blutigen Wunde herumdrehte, « ich glaube fast, dass Fräulein Martha Ihnen untreu geworden ist. Man sieht sie nicht mehr. »

Das Bett Wollebs stand auf der Terrasse, und die Birken im Garten schaukelten goldene Blätter an ihren Ästen. Es war Herbst und sehr mild . . .

« Ja, Schwester, sie ist mir untreu geworden », antwortete er langsam.

Von nun an war Wolleb noch stiller und einsamer. Er schlief und schlief, seine Haut war gelb geworden. Nur hie und da starrte er den fallenden Blättern nach. Als der Wintersturm die letzten von den Birken fegte, war Wolleb im Saale verschwunden.

II.

Frey

Im Zimmer 8 der chirurgischen Abteilung war Frey der älteste Patient, nicht nach Altersjahren, sondern nach Spitalaufenthaltswochen gerechnet. In diesem Saal blieb man nie sehr lange; es waren hauptsächlich Blinddarm- oder Bruchoperierte, fast ausschliesslich Soldaten. Und Frey war ebenfalls Militärpatient. Er war wegen einer bösen Hüftfraktur eingeliefert worden. Man hatte ihn geröntget und operiert; die gebrochenen Knochen waren mit einem Silbernagel befestigt worden. Seit vielen Wochen lag er in einem harten Gipsverband und durfte sich nicht bewegen. Er half aber immer, wenn man ihn pflegte. Wenn sein Bett gemacht wurde, hielt er sich fest am Bügel. Er hob sich geschickt, ohne das kranke Bein zu rühren. Frey war Landwirt aus dem Baselland und hatte einen sonderbar komischen Kopf. Wenn er lachte, riss er seinen Mund mit den breiten, starken Schaufeln bis an die Ohren auf. Er hatte immer einen unglaublich dummen Ausdruck, obwohl er gar nicht dumm war. Er wusste ganz gut, wie hässlich er aussah, machte sich aber gar nichts daraus.

« In der Kaserne », erzählte er eines Tages mit verschmitzten Augen, « haben wir einmal eine Wette gemacht. Es war Sonntag nachmittag und regnete saumässig. Da versprach der Korporal demjenigen, der das dümmste Gesicht schneiden könnte, einen Bleistift zu schenken... Mir hat er direkt zwei Stück gereicht, als ich an die Reihe kam. »

Und so hielt Frey den ganzen Saal in guter Laune. Man erwartete sonst nicht viel Takt von einem Soldaten, aber Frey, mit seinen schwieligen, groben Händen, lachte nie frech oder taktlos, ergötzte sich nie auf Kosten anderer. So erfreute er sich besonderer Beliebtheit bei Patienten, Schwestern und Ärzten.

« Und, Frey », neckte öfters freundlich der Assistenzarzt, « wann gehen wir heim ? »

« Der letzte Termin ist der Heuet, Herr Doktor », antwortete regelmässig Frey. Für den Heuet musste er daheim sein. Der ganze Saal wusste es, sowie alle Schwestern der Abteilung, sogar der Herr Professor.

Es war im April. Hie und da rollte man schon die Betten auf die Terrasse. Ein überaus zartes Grün umwob die Äste der Trauerweide, die sich wie wehende Schleier bewegten. An den Birken sprossen die Blätter wie lauter kleine, grüne Herzchen.

Frey glitt wie ein ruhiger Kahn durch die Tage, seinem glücklichen Ziel entgegen. Um ihn her spielten sich oft Tragödien ab, er blieb indessen ruhigen Auges. Es kam ein Gasangestellter ins Zimmer 8, welchem man zwei Finger amputiert hatte, Brun erschien mit einem gebrochenen Bein und der Bahnhofkellner Didier mit einer schweren Blinddarmoperation. Frey kannte das Lied des Schmerzes. Seit drei Monaten überblickte

und überwachte er Freude und Leid im Saale 8. Nun durfte er bald heimkehren.

« Sie haben sich gut gehalten, Frey », sagte der Herr Professor eines Tages, « morgen kann man den Verband wegnehmen.Aber machen Sie ja keine Dummheiten. »

Das war ein grosses Ereignis, als der Arzt am folgenden Tag mit einem scharfen Gipsmesser den Verband öffnete. Ein Krachen, und der Verband spaltete sich. Das Bein, dünn und schlaff geworden, lag ein wenig bläulich darin. Sehr sanft wurde es aus dem Verbande gehoben. Ein neues Röntgenbild zeigte, dass die Fraktur tadellos geheilt war.

Als Frey zwei Tage später einige Schritte machen durfte, war es wieder ein Ereignis. Das Bein war eingebunden worden, Frey bekam dicke Filzpantoffeln, damit er nicht rutsche. Am ersten Tage stützten ihn zwei Schwestern. Er machte nur etwa zehn langsame Schritte und kehrte an sein Bett zurück. Am zweiten Tage ging er bis zur Türe, am dritten schritt er um den ganzen Saal herum. Man hatte ihm Krücken gegeben.

« Sachte, sachte, Frey ! » mahnte Schwester Agnes ängstlich. Freys Gesicht leuchtete vor Glück. So überglücklich war der Mensch, dass ein Wahnsinn ihn ergriff. Er schwang seine Krücke hoch in die Luft, hob ein Jodeln an, glitschte und fiel schwer auf den Boden. Der Saal 8 hatte einen steinernen Boden.

Frey konnte nicht aufstehen. Bleich und stöhnend lag er da vor Schmerz und Betäubung. Es war schwer, ihn aufzuheben.

Wieder musste man ihn ins Röntgenzimmer stossen; das Bein war an der gleichen Stelle gebrochen. Er kam noch einmal in den Operationssaal, noch einmal wurde die Operation vorgenommen, der Silbernagel festgeschraubt. Und auch der Gipsverband musste von neuem angelegt werden. Frey sprach kein Wort, sah aber so elend aus, dass alle Vorwürfe in der Kehle erstickten. Vom Heuet durfte man ihm nicht mehr reden.

Als er ein paar Nächte später nicht schlafen konnte, hörte er ein aufgeregtes Laufen im Gange. Die Türe wurde geöffnet, das leere Bett neben ihm herausgeschoben.

« Was gibt's, Schwester ? » frug er neugierig.

« Schlafen Sie nicht, Frey ? » antwortete Schwester Agnes, « etwas Furchtbares. Ein Notfall ist angekommen, ein Arbeiter vom Bahnhof. Man muss ihm beide Beine amputieren. Sie sind ihm zwischen zwei Wagen zerquetscht worden. »

Ein bleicher Schreck fuhr über Frey und ein unsagbares Mitleid. Er erkundigte sich früh morgens nach dem armen Kerle; vom Heuet und seinem Unglück sprach er kaum mehr.

III.

Tournoy

Schwester Agnes hatte Nachtwache. Von 9 Uhr an hatte sie allein die Verantwortung über 70 Patienten. Es schien ihr fast etwas Heiliges, über den Schlaf anderer zu wachen. Die chirurgische Abteilung war im Erdgeschoss. Alle Säle öffneten sich auf einen sehr langen Gang. Türen führten an beiden Enden in den Garten. Schwester Agnes hatte oft das Gefühl, dass diese beiden Türen plötzlich aufgerissen werden könnten und dass ein Schwarm von Schatten, Geistern

und Kobolden hereinstürmen und im Gange wild herumtanzen würde. Es kamen aber keine Kobolde und keine Geister. Draussen nur heulte und pfiff der Sturm; die kahlen Äste der Bäume bewegten sich knisternd und aufgeregt, sanken und richteten sich auf, gepeitscht vom Winde, wie drohende, bittende Arme. Und das dumpfe Donnern der fernen Kanonen liess die Fensterscheiben erklirren. Sehr oft ertönte während der Nacht dies drohende Rollen.

Im langen Gang war es still. Es schossen nur ironische Blitze aus den Bronchitiskesseln und farbige Funken aus den grossen Sublimat- und Lysolflaschen auf dem Kästchen neben Zimmer 8.

An jenem Sonnabend machte Schwester Agnes die erste Runde. Alles schlief ruhig.

Das Telephon ertönte. « Hier Chirurgie Männer I. » Von der Pforte aus wurde ein Notfall gemeldet.

Schwester Agnes musste rasch ein leeres Bett aus einem Saal herausreissen. Sie besorgte so leise wie möglich die Arbeit, um niemanden zu wecken. Aber es war schwer, in dem halbdunkeln Raume die eisernen Klammern zu befestigen und das Bett derart zu ziehen, dass es nirgends anstiess. Schwester Agnes hatte gerade noch Zeit, einen heissen Krug ins Bett zu legen. Dann hörte sie schon das Kettengeräusch, das Zusammenklappen der metallenen Lifttüre. Und der gummigeräderte Wagen kam zum Vorschein. Darauf lag der Patient; ein Kamerad begleitete ihn.

Es war ein Soldat, ein so grosser, welscher Soldat, ein so baumlanger Kerl, dass seine Füsse ein gutes Stück über den Wagen hinausragten. Er lachte und sang laut.

Die Kunde eines Notfalls erreicht wie ein rascher Funke die Ärzte der Chirurgie. Sehr bald erschienen sie und umgaben den Soldaten mit ihren weissgekleideten Gestalten. Herr Professor Isler war da, sowie zwei junge Assistenten. Der Soldat fuhr fort zu singen und zu lachen. Es waren Marschlieder und Soldatenrefrains. Schwester Agnes kam das so komisch vor, dass sie selber mitlachte.

« Aber, Schwester Agnes, wie können Sie jetzt lachen ? » unterbrach sie kühl und streng Schwester Dora, die Operationsschwester.

« Er ist ja so betrunken », entschuldigte sich Schwester Agnes.

« Er ist nicht betrunken, er hat wahrscheinlich eine Rückenmarkverletzung », erklärte Schwester Dora. Und ihre schmalen Lippen liessen die Worte langsam fallen. — Entsetzen erfüllte jetzt Schwester Agnes.

Der Soldat wurde ausgekleidet, ins Bett gelegt, betastet und herumgedreht. Ein Assistenzarzt brachte Stecknadeln. Man stach leicht in die Beine... er sang und lachte weiter. Man stach stärker... er schien es nicht zu bemerken. Schwestern und Ärzte blickten sich hilflos und schweigend an. Mitternacht nahte.

Die begleitende Ordonnanz berichtete kurz das wenige, was sie wusste. Tournoy hatte Sonntagsurlaub gehabt; sie trafen sich zufällig am Bahnhof, nahmen miteinander den Tram bis zur Kaserne. Tournoy hatte dann etwas schnell aussteigen wollen und war gefallen. Ob er betrunken war ? Keine Spur. Er war wie

immer bester Laune, aber ganz sicher nicht betrunken.

« Wie wird die Nacht vorübergehen ? » dachte Schwester Agnes. « Was mache ich, wenn er erwacht ? »

Man rollte das Bett in das Gipszimmer und machte dem Soldaten beruhigende Einspritzungen. Eine Glocke hing über dem Bette. Er fiel in einen schweren Schlaf.

Sehr oft kam Schwester Agnes leise zu ihm geschlichen. Er schlief unbeweglich.

Der Morgen graute schon, als ein sonderbares Läuten durch den Gang klingelte, unsicher, ungewohnt. Schwester Agnes flog in das Gipszimmer; sie wusste, ohne an die Tafel zu sehen, woher der Ruf kam.

Tournoy war erwacht und schaute Schwester Agnes mit masslosem Erstaunen an. Sie lächelte ihn an, schweren, mitleidigen Herzens.

« Kann ich etwas für Sie tun ? » fragte sie auf Französisch.

« Ja, entschuldigen Sie, wer sind Sie denn ? Ich kenne Sie nicht. »

« Ich bin eine Schwester vom Spital. »

« Ist hier das Spital ? » Und seine Augen liefen um den Raum.

« Ja, man hat Sie gestern Abend hierher gebracht. Sie sind vom Tram gefallen. Sie sind ein wenig zu früh hinausgesprungen. »

« Schwester », hub er wieder unsicher an, « wo sind denn meine Beine ? Ich spüre sie nicht. »

Schwester Agnes schob die Decke etwas zurück und tastete nach seinen kalten Beinen.

« Sie sind da », sagte sie entschlossen und doch zitterte sie innerlich wie ein Espenlaub — « sie sind an ihrem rechten Fleck. »

« Ja, warum spüre ich sie nicht, hat man sie mir weggeschnitten ? »

« Nein, nein », sagte Schwester Agnes, « sie sind nur bei Ihrem Falle verletzt worden; jetzt ist das Gefühl noch nicht zurückgekehrt. »

Die rauhe, grausame Wahrheit hatte sie in diesem Morgengrauen noch nicht den Mut auszusprechen.

« Meine Beine, wo sind denn meine Beine ? » fuhr Tournoy sehr laut und schrill auf. « Schwester, in Gottesnamen, sagen Sie mir die Wahrheit ! »

Seine Klage wuchs, erfüllte das Gipszimmer, drang wie ein stöhnendes Flehen durch den Gang. Er hatte sich halb aufgerichtet, eine unaussprechliche Angst brannte in seinen Augen.

« Meine Beine, ich fühle meine Beine nicht mehr. » Er schluchzte und schrie wie von Sinnen.

Grau und sonnenlos wuchs der Tag heran. Regen und Nebeltropfen rieselten den Baumästen entlang. Der Sturm hatte sich gelegt.

Da Schwester Agnes Morphium eingespritzt hatte, sank Tournoy ein zweites Mal in tiefen Schlaf.

IV.

Leuenberg

Die Tür, welche Zimmer 78 von 79 trennt, wurde geschoben, und der fast alltägliche kleine Zug eines Notfalls näherte sich. Als erster erschien Adolf, welcher in einer Person Spitalportier und Bademeister war. Er trug das ganze Jahr hindurch einen gelblichen Kittel mit aufgestülpten Ärmeln und darüber eine weisse Schürze. Seine sehnigen Arme

zogen einen gepolsterten Wagen, der unhörbar auf Gummirädern lief. Darauf lag ein Soldat gebettet; eine Sanitätsordonnanz folgte mit dem Sack und Gewehr des Patienten. Ein wenig neugierig schritt Schwester Agnes entgegen.

« Was ist's, Adolf ? » fragte sie leise. Aber Adolf antwortete nie sofort auf solch eine alltägliche Frage. Mit einer unbeschreiblich wichtigen Miene senkte er den Kopf, suchte in seiner Schürzentasche und entzog ihr den Krankenschein. Der ganze Saal wartete gespannt und hielt den Atem zurück, um ja zu hören, was die Lippen Adolfs fallen liessen. Er überflog nochmals den Zettel und sprach dann, geschwollen von seiner hohen Würde : « Pneumonie. » Die Patienten waren alle unterrichtet und atmeten wieder auf. Es war etwas recht Gewöhnliches. Dagegen durfte sich die Sanitätsordonnanz vor lauter Respekt nicht rühren. Sie hatte sicher nicht einmal vor dem General eine tadellosere militärische Haltung als vor diesem Ehrfurcht gebietenden Adolf.

Schwester Grete war auch schon berichtet worden und schon zur Stelle. Ein Blick auf den Schein und um den Saal herum und sie entschied :

« Der kann gerade hier bleiben; er hat noch Platz. »

Es brauchte wenige Minuten, bis der Patient im Bette lag. Die schweren Militärschuhe wurden ihm abgezogen, die grünen Kleider ausgestreift. Alle verbreiteten denselben Geruch von Stroh, Leder und Schweiss.

Schwester Agnes hatte immer ein wenig Herzbeklemmung, wenn sie diese «Neuen» auszog. Würde der Patient je wieder seine grünen Militärhosen anziehen ? Bei diesen tückischen Lungenentzündungen wusste man nie, wie sie enden würden.

Schwester Meta hatte schon einen warmen Krug ins Bett gelegt, und eine Hochlehne geholt. Sie besass ein besonderes Talent, unhörbar und unscheinbar immer zur rechten Zeit wichtige Dinge zu verrichten.

Der Patient wurde hingetragen, und Schwester Agnes empfand es fast als eine persönliche Wohltat, als sie ihren Neuen im weissen Bette sah. Es schien ihr, als ob der Patient schon Erleichterung verspüren sollte, wenn er nur in diesen frischen Linnen sich ausstrecken konnte. Aber das Thermometer stieg sprunghaft über 40°. Leuenberg, der neue Ankömmling, war ein kurzer, dicker und ungepflegter Soldat. Er hatte nichts Schönes an sich mit seinem dicken Kopfe, dem ewig unordentlichen Haarschopf, seiner breiten Nase, seinen gelblichen, ein wenig zusammengekniffenen Augen und seinen schwarzen Zähnen. Und doch wurde er sehr geliebt, gehütet, geschützt und gepflegt im Saale 79. Leuenberg benahm sich unglaublich bescheiden, anspruchslos. Er schien immer erstaunt zu sein, wenn die Schwester ihm etwas brachte. Er schien immer zu sagen : « Wissen Sie, ich bin nur Leuenberg, der Appenzeller Sticker. »

Der Appenzeller Sticker war schwer krank. Neun Tage lang durchglühte ihn das Fieber, aber sein bedürfnisloses Herz schlug weiter. Am neunten Tage hielt man unbemerkt Wache um ihn. Den anderen im Saale war Stillschweigen auferlegt worden. Sogar Emma, das Officemädchen mit den aufgespreizten roten Backen, rollte sehr sachte das Küchenwägelchen vorbei; denn Schwester Agnes

hatte einem jeden sozusagen das Leben Leuenbergs auf die Seele gebunden. Sie fürchtete immer diesen neunten Tag der Pneumonien. Ein Wandschirm war um das Bett gestellt worden. Ein wenig verwundert sah Leuenberg diesen Verrichtungen zu.

Tiefe Ruhe herrschte im Saal. Unaufhörlich pfiff der Dampfstrahl des Bronchitiskessels. Dann sank Leuenberg in Schlaf. Eine halbe Stunde später rieselten die Schweisstropfen auf seinem Gesicht, so dick, so dicht, dass sie bis in seinen Hals hinunterrollten. Er schlief weiter.

« Sein Leben ist jetzt auf der Waage », flüsterte Schwester Agnes. « Denkt alle daran ! » Und keiner rührte sich. Es wurde leise gesprochen, auf Zehenspitzen getreten, die Türen lautlos geöffnet und vorsichtig wieder geschlossen. Schwester Agnes wagte kaum, den Schweiss von Leuenbergs Gesicht abzuwischen, vor Angst, ihn zu wecken. Er schlief lange, schwitzte entsetzlich. Als er erwachte, war er gerettet, die Temperatur gesunken. Aber seine Augen mit den ganz kleinen Pupillen schienen von weit, weit her zu kommen.

« Wir sind über der Grenze », bemerkte der Arzt am Abend. Leuenberg bekam alle Augenblicke etwas Gutes : starken Kaffee, Ei mit Kognak, Bouillon, und war immer so dankbar, dass er verwöhnt wurde.

Er genas, nicht sehr schnell, aber ohne Rückfall.

« Schwester », fragte er einmal kurz vor seiner Entlassung aus dem Krankenhause, « kann man auch sterben mit dieser Krankheit ? »

V.

Giovanni

Alle drei waren fast zur gleichen Zeit an der Grippe erkrankt. Alle drei stammten aus alten Bündner Familien; alle drei waren Offiziere und in Bevers eingerückt. Und weil Platzmangel im Spital herrschte, hatte man sie alle drei in das gleiche Zimmer gelegt. Es sah wohl ein wenig eng aus, aber sie machten sich nichts daraus. In keinem Saal war man lustiger, fröhlicher und besserer Laune als in Leutnants Zimmerchen.

Schwester Hanny pflegte sie alle drei mit unendlich grosser Ruhe und einer fast mütterlichen Liebe. Sie wirkte sonderbar wohltuend mit ihrem ausgeglichenen Wesen. Es gab nie etwas Hastiges, Verletzendes an ihr. Ruhig waren alle ihre Bewegungen, alle ihre Schritte; sogar ihre tiefe Stimme und ihre Worte waren die Ruhe selbst. Sie sprach nie viel und nie unnötig.

Die drei Leutnants hatten es gut unter ihrer Obhut und Pflege. Weber, aschblond, mit treuherzigen, blauen Augen, einer sehr kleinen Glatze und gepflegten Händen, war Oberlehrer im Rheintal, Truog Kaufmann in Chur, und Giovanni, noch sehr jung, sehr dunkel, mit einem schmalen, durchgeistigten Kopfe und wundervoller, gerader Nase, kam aus dem Bergell. Er redete wenig, doch glitt sehr oft ein feines aristokratisches Lächeln über sein vornehmes Gesicht. Seine Kameraden neckten ihn :

« Ja, ja, Giovanni, der Leib ist in Samaden, aber dein Sinnen weilet nicht hier, es weilt im Bergell bei Frau Giovanni. »

Schwester Agnes war für einige Mo-

nate nach Samaden gerufen worden. Sie half öfters Schwester Hanny beim Betten.

«Leutnant Giovanni gefällt mir nicht», vertraute ihr Schwester Hanny sorgenvoll eines Morgens an. « Er sieht so übel aus. »

Sie traten ins Zimmer. Die Betten wurden gemacht, die Toilettentische zurechtgeschoben, die Kissen im Rücken gepolstert. Es war sonst eine schöne, fröhliche Stunde, aber heute ging's ruhig zu. Giovanni sah tatsächlich sehr schlecht aus, sein Lächeln flatterte so müde, fast schmerzhaft.

« Herr Doktor muss sofort unterrichtet werden » entschloss Schwester Agnes im Gange. Beiden Schwestern krampfte auf einmal das Herz zusammen.

Herr Doktor kam sehr bald, ein wenig gebückt, den Kopf ein wenig gesenkt, als ob die unendliche Last dieses vollen Grippenspitals allmählich zu schwer würde. Seit Wochen kam er fast nie zum Schlafen.

Als er aus dem Leutnantszimmer heraustrat, schien er noch gebückter.

« Frau Giovanni muss auf der Stelle gerufen werden », befahl er mit müder Stimme. « Es steht sehr schlecht mit Giovanni. »

Er gab einige Instruktionen und verschwand mit seinen beiden Assistenten, die ihm auf Schritt und Tritt folgten, der eine rechts, der andere links. Es wurde ins Bergell telephoniert, und bleiern flossen die Stunden.

Giovanni bekam Einspritzungen aller Art jede halbe Stunde, Kognak, Champagner oder Kaffee. Sein schmales Gesicht schien noch schmäler und grau und fahl. Um 12 Uhr rollte Schwester Hanny sein Bett hinaus. Den ganzen Morgen hindurch hatte sie nach einer unauffälligen Erklärung gesucht.

« Herr Oberleutnant », sagte sie endlich ruhig und fröhlich wie sonst, « ich will Ihr Bett für heute wegrollen. Sie erhalten Besuch. »

« Besuch ? » lächelte er matt und ein wenig ungläubig.

« Jawohl, Besuch, und Sie können sicher erraten von wem. Frau Oberleutnant hat telephoniert, und Herr Doktor hat ihr erlaubt, heute zu Ihnen zu kommen. Sie werden wohl lieber allein sein.»

Und dabei klang ihre Stimme fast schalkhaft, obwohl ihr Herz schluchzte.

Wieder huschte ein armes Lächeln, der Schatten eines Lächelns, über Giovannis Gesicht. Die Eisenklammern wurden ans Bett befestigt und Giovanni lautlos hinausgeschoben.

Am Nachmittag erschien Frau Giovanni aus dem Bergell im Spital, gross, schlank, kaum über 20 Jahre alt. Sie erwartete ein Kind. Keine Minute hatte sie verloren, aber die Verbindungen waren sehr schlecht im Oktober 1918.

Giovanni schlummerte mit halbgeöffneten Augen, als sie bei ihm eintrat. Er erwachte.

« Mario !» sagte sie nur mit tapferer, sanfter Stimme, « ich musste einfach zu Dir kommen. »

« Annetta », antwortete er, und noch einmal leuchtete sein wunderschönes Lächeln. Sie nahm seine Hand in ihre Hände, und sie sprachen nicht mehr. Nur seine müden Augen versuchten noch von seiner Liebe zu künden.

Am Abend wünschte der Arzt, dass die junge Frau für einige Stunden ausruhe; er fürchtete für sie die Folgen des Tages.

Sie standen im Gang, vor der Tür: er, in seinem weissen Mantel, väterlich gut und verständnisvoll, sie, vor ihm, eine gebrochene Frau.

« Herr Giovanni würde das auch verlangen », sagte Herr Doktor, mit der Hand auf Giovannis Zimmer deutend. « Ihr Mann schläft jetzt so ruhig. »

Annetta fühlte auf einmal ihre ungeheure Müdigkeit und liess sich überreden. Man führte sie in ein Schwesterzimmer, welches eilig für sie zugerichtet worden war.

Gegen 1 Uhr hörte Schwester Agnes erschreckte Schritte über den Gangboden fliegen. Man hatte Frau Giovanni wecken müssen; der Puls ihres Mannes schlug kaum mehr fühlbar. Er erkannte sie nicht mehr.

Um 4 Uhr morgens vernahm Schwester Agnes wieder Schritte im Gange, langsame, unsichere, und ein verhaltenes Schluchzen.